

Er scheint täglich.

Preis:

Durch die Boten M. 2, durch die Post M. 2,20 per Quartal, monatlich 67 Pfennig.

Anzeigen:

Pettizelle oder Raum 15 Pfg. Minimum 2 Zeilen. Reklamen 50 Pfg.

Fernsprechanschluß Nr. 1028.

Düsseldorfer Volksblatt.

Blatt der illustrierten Beilage „Düsseldorfer Sonntagsblatt“.

Herausgeber: Dr. Ed. Hüsgen. Verantw. Redakteur: Lubw. Weber in Düsseldorf. Druck und Verlag des Düsseld. Volksblattes, Gesellschaft m. b. H. in Düsseldorf.

Haupt-Expedition: Stationsstraße 14.

Filial-Expeditionen:

Schadowstraße 35, Friedrichstr. 42, Hafenstr. 11, Neuhofstr. 50, Schützenstr. 1, Kölnstr. 299.

Agenturen:

Amortoren-Bureaus in allen größeren Städten.

Nr. 102.

Dienstag, 16. April 1895 (Optatus).

29. Jahrg.

Der Zuschlag zur Ergänzungssteuer.

Die neue Vermögenssteuer soll 35 Millionen Mark einbringen. Man hatte gehofft, diese Summe bei einem Satze von 50 Pfg. für 1000 M. Vermögen zu erreichen. Die Veranlagung hat aber ergeben, daß Preußen nicht so reich ist, wie Herr Mikulowitsch glaubte. Bei dem obigen Satze würde statt 35 nur 29 Millionen einkommen. Zur Deckung des Ausfalls können wir noch 4 Millionen Renten von den aufgeschämten Einkommensteuern-Mehrerträgen heranziehen. Um den Rest aufzubringen, muß der Abgabesatz von 50 auf 53 Pfg. erhöht werden. Bei 20000 M. Vermögen zu veranlagung hat, wird also 10 M. und noch 60 Pfg. zu bezahlen haben.

Der Zuschlag ist freilich nicht hoch; aber er wird doch vielfach unangenehm empfunden werden, namentlich dort, wo infolge der schlechten Zeiten das vorhandene Vermögen zur Zeit nur eine kleine oder vielleicht gar keine Rente abwirft. Doch muß man zum Troste bedenken, daß wir um den Preis der Vermögenssteuer die staatliche Grund-, Gewerbe- und Steuerbefreiung los geworden sind.

Recht wenig Trost werden die Steuerzahler freilich aus der „Verl. Corr.“ des Herrn Ministers v. Köller schöpfen, wo über die Sache so orakelhaft wird, als ob die Deklarationspflicht nachträglich eingeführt werden solle. Das wird wohl eine „milder halbare“ Anekdote sein, die ohne rechte offizielle Ueberlegung veröffentlicht worden ist. Denn das Abgabediensthause hat seine guten Gründe gehabt, als es die von der Regierung beantragte Deklarationspflicht aus dem Entwurfe entfernte, und der vorliegende Ministerentwurf der Veranlagung macht diese Gründe keineswegs hinfällig.

Sogar die freiservatorische, miquelreundliche „Post“ erhebt Einspruch gegen die Deklarationspflicht, weil es besonders in der jetzigen Zeit außerordentlich schwierig sei, den Vermögenswert industrieller Anlagen, landwirtschaftlicher Betriebe richtig zu schätzen, so daß der Bericht die sachgemäße Deklaration oft nicht machen könne. In der That läßt sich die Schätzung des Einkommens eher verlangen, als die des Vermögens. Das Einkommen tritt greifbar zutage in dem, was ich einnehme oder verbrauche; das Vermögen aber, soweit es nicht gerade in Wertpapieren mit festem Kurs oder marktgängigen Gütern besteht, trägt seinen Wertstempel nicht auf der Stirn, sondern man muß erst auf Grund von umfangreichen Beobachtungen und Schätzungen von Verkaufswerten und Nutzungswerten ähnlicher Art mit lästigen Schätzungen den abstrakten „gemeinen Wert“ zu ermitteln suchen. Begnügen wir uns also mit der Tortur für die Einkommensteuerpflichtigen! Wird dieselbe richtig durchgeführt, so hilft sie für die Vermögenssteuer gerade in dem Punkte, wo die Berechnung am gefährlichsten ist, nämlich bei der Entdeckung der Inhaberpapieren, Sparbüchern etc., die im verschwiegenen Geldehaufen ruhen. Immobilienwerte lassen sich nicht verheimlichen, die Hypothekensummen sind aus dem Grundbuche herauszufinden; aber die große Masse der Rentenwerte, Aktien, Obligationen etc. sind verschwiegen.

Man fordert aber das Einkommensteuergesetz bereits die Angabe des Einkommens aus zinstragenden Kapitalvermögen. Reicht diese Deklarationspflicht nicht aus, um Verheimlichungen vorzubeugen, so wird die zweite Deklarationspflicht für das Vermögen auch nicht ausreichen. Die Vermutung der offiziellen „Verl. Corr.“, daß in den Großstädten und Industriebezirken das Vermögen nicht so scharf eingeschätzt sei, als auf dem platten Lande, ist nicht leicht zu begründen, aber auch nicht leicht zu widerlegen. Wir tappen haben und dräben noch sehr im Dunkeln, weil auch bei den Leuten mit weniger als 3000 Mark Einkommen, die nicht deklarieren, vielfach ein recht netter

Notwendig vorhanden ist. Im allgemeinen verzinst sich das Vermögen im Handel und in der Industrie höher, als in der Landwirtschaft, und deshalb kann in den Städten auf dasselbe Einkommen weniger Vermögen fallen, als auf dem platten Lande. Zur Ausgleichung braucht man nicht die Städte übermäßig hoch heranzuziehen, sondern man kann auf dem Lande die gebührende Ermäßigung eintreten lassen, indem man bei der Einschätzung des landwirtschaftlichen Besitzes mehr auf den Ertragswert, als auf den Spekulations- oder Affektionswert zurückgeht. Verbessern wir in aller Ruhe Jahr für Jahr die Vermögensschätzung mit Hilfe der Einkommen-Deklaration, ohne gleich zu einer Abänderung des Gesetzes zu schreiben. Ein kleine Erhöhung des Steuerfußes ist noch eher erträglich, als eine überspannte Schätzung.

Deutsches Reich.

Berlin, 15. April.

An der internationalen Flottenschau, welche am 21. Juni bei der Eröffnung des Nordostsee-Kanals stattfinden soll, werden sich, wie der „Post“ aus Schleswig-Holstein gemeldet wird, 28 Schiffe der deutschen Marine mit 364 Offizieren und 9407 Mann beteiligen. Außerdem werden 13 andere seefahrende Nationen mit ungefähr 50 Kriegsschiffen, mit 12 Admiralen, 750 Offizieren und 16,000 Mann Besatzung, ihre Flaggen auf der Kieler Förde entfalten. Soweit man sich bisher über die Einzelheiten des Programms geäußert hat, werden der Kaiser und die geladenen Gäste am Abend des 20. Juni, nachdem in Hamburg das große Festessen stattgefunden hat, an Bord der verschiedenen Dampfer, die an der Durchfahrt durch den Kanal teilnehmen sollen, nach Brunsbüttel an der Kanalmitung fahren. Von hier aus erfolgt die Abfahrt am 21. Juni, morgens 3 Uhr. An der Fahrt werden etwa 25 Schiffe teilnehmen, voran der „Aurora“, dann die Kaiserliche „Hohenzollern“ mit dem Kaiser an Bord. Die Schiffe werden in Abständen von 10-15 Minuten die Schleuse zu Brunsbüttel passieren und in denselben Abständen den Kanal durchfahren, ohne die Fahrt zu unterbrechen. Bei Brunsbüttel, wo die „Hohenzollern“ voraussichtlich um 10 Uhr vormittags vorbeikommt, wird die dortige Garnison am Ufer in Parade stehen. Um 1 Uhr soll die „Hohenzollern“ in Holtentau eintreffen, wo um 2 Uhr die Feier der Schlusssteinlegung beginnen wird. Die letzten Schiffe dürfen infolge kaum vor 6 Uhr abends die Schleuse von Holtentau passieren. Alle anderen Einzelheiten sollen erst noch festgestellt werden, und erst dann wird der Plan der Genehmigung des Kaisers unterliegen.

„Jesuiten und Kaiserhaus.“ Merkwürdige Dinge erzählt der „Hamb. Corr.“, „aus befehlterichteten authentischen politischen Kreisen.“ Danach „gilt die Unvereinbarkeit der Tendenzen des Jesuitenordens mit der deutschen Politik des Kaiserhauses nach wie vor als Axiom.“ Was verstehen die mit so viel Superlativen geschmückten „Kreise“ eigentlich unter „Politik des Kaiserhauses“. Ueber die Politik, die in Deutschland eingeschlagen werden soll, hat uneres Wissens nicht „das Kaiserhaus“, sondern die Gesamtheit der verbündeten Regierungen zu bestimmen. Sobald diese mit dem Reichstage über ein Gesetz einig sind, wird es eben Gesetz und kein „Kaiserhaus“, kein Mitglied des Kaiserhauses ist befugt, dagegen sein Veto einzulegen. Stimmt also z. B. die Mehrheit des Bundesrates dem Reichstagsbeschlusse wegen Aufhebung des Jesuitenordens zu, so hat der Kaiser ihn trotz aller „Axiome“ des „Kaiserhauses“ zu vollziehen. Was das Hamburger Blatt da von den „behlterichteten“ und „authentischen“ Kreisen erfahren haben will, schmeckt stark nach persönlichem Regi-

ment, von dem die Reichsverfassung nichts weiß. Und ferner schmeckt es nach ebenso verfassungswidrigem „evangelischem Kaiserthum“. Das Kaiserthum ist nicht dazu da, die Interessen der evangelischen Kirche einseitig wahrzunehmen und die Katholiken nach protestantischen Vorurteilen zu behandeln. Zu dem Ende haben doch die katholischen Fürsten die Errichtung des Kaiserthums nicht beantragt.

Gilt es als Axiom, daß die Tendenzen des Jesuitenordens mit der deutschen Politik des Kaiserhauses unvereinbar seien, dann müßten wir in der That die „Reichsfeinde“ werden, für die man uns ausgiebt. Denn die Tendenzen des Jesuitenordens sind keine andern als die der katholischen Kirche, und wenn man diese mit der deutschen Politik nicht vereinbar fände, so könnte es uns wahrlich niemand verübeln, wenn wir Gegner des Reiches wären. Galt es doch, so lange das „Kaiserhaus“ bloß ein Königshaus war, nicht für ein „Axiom“, daß die Tendenzen des Jesuitenordens mit der deutschen Politik — und solche wird das „Kaiserhaus“ wohl auch als Königshaus getrieben haben — nicht für unvereinbar. Damals wirkten die Jesuiten ungehindert in Preußen; erst als aus dem Königshause ein Kaiserhaus wurde, fing man an, ihre „Tendenzen“ mit der „deutschen Politik“ unvereinbar zu finden, und wie die weitere Entwicklung zeigte, verstand man unter den Tendenzen der Jesuiten die der katholischen Kirche überhaupt. Will man jetzt zu der Theorie und Praxis des Kulturkampfes zurückkehren, so möge man es versuchen, inwiefern man damit kommt. Unseres Erachtens hätte man gegenwärtig mehr als je allen Grund, die Katholiken nicht vor den Kopf zu stoßen. Das thut man aber in der großbüchigen und thörichtesten Weise, wenn man „Axiome“ verhandelt, wie das offiziöse Hamburger Blatt. Wir gehen von der Forderung aus, daß das Jesuitengesetz aufgehoben werden muß, nicht ab, und wenn man uns sagt, man gehe grundsätzlich nicht darauf ein, weil man sein „Axiom“ habe, so muß man darauf verzichten, als die Unterfertigung des Centrums zu rechnen, denn die Entrüstung des katholischen Volkes wird das Centrum dann zur schärfsten Opposition nöthigen.

Vorläufig wollen wir indes annehmen, daß es mit den „authentischen Kreisen“ des „Hamb. Corr.“ nicht so weit her ist. In dieser Annahme besteht uns die Behandlung der ganzen Sache als Handelsgeschäft. Das Blatt erörtert die innere Lage und die „Gegenleistungen“ an das Centrum; die Aufhebung des Jesuitengesetzes soll als „Gegenleistung“ unmöglich sein; eher sei mit einem Entgegenkommen gegen die sozialistischen Wünsche des Centrums zu rechnen. Uns soll es lieb sein, wenn man endlich auf die Sozialpolitik des Centrums ernstlich eingehen wollte; aber als eine besondere Leistung an das Centrum betrachten wir das nicht. Man kommt damit nur den Bevölkerungskreisen entgegen, welche die vom Centrum vertretenen Forderungen aufgestellt haben, und schließlich erweist die Regierung sich selbst damit den allergrößten Dienst; denn wenn sie auf die sociale Reform nicht eingeht, so wird eben der sociale Umsturz kommen. Wenn man es so hinstellt, als hätte die Socialreform im Sinne des Centrums eine „Gegenleistung“ für die Zustimmung des Centrums zum Umsturzgesetze sein, so ist das eine lächerliche Phantasterei. Positive Reformen hat das Centrum immer gefordert, und wenn es dem Umsturzgesetze zustimmt, so thut es das nicht, weil zugleich Reformen in Aussicht stehen, sondern weil es in dem Gesetze diese oder jene nützliche Bestimmung erkennt. Dabei sind ihm die wichtigsten Bestimmungen aber bekanntlich gar nicht diejenigen, die sich gegen den Umsturz im üblichen Sinne richten, sondern diejenigen, die es zum Schutze von Religion und Sittlichkeit selbst hineingebracht hat und ohne die es überhaupt die ganze Vorlage nicht annehmen würde.

Das Lamento auf der ganzen kirchenseindlichen Linie, es wolle Wissenschaft, Litteratur und Kunst dem Staatsanwalt und Strafrichter ausliefern, kann vernünftigen Leuten doch nur ein Lächeln ablocken, wie alle die Weisheiten über Handelsgeschäfte des Centrums. Wenn übrigens jetzt Handelsgeschäfte gemacht werden sollen, dann thäte die Regierung gut, doch auch den anderen Parteien etwas zuzukommen zu lassen, sonst steht es mit der Umstürzvorlage schlecht. Das Centrum, das sich nie dafür begeistert hat, lehnt ab, falls man die auf seinen Antrag eingefügten Bestimmungen verwirft. In der konservativen Partei hat die Vorlage Gegner; in der Reichspartei noch mehr, nach dem „Deutschen Wochenblatt“ des Abg. Dr. Arndt will die Partei namentlich der Aufhebung des Kausalparagraphe nicht zustimmen. Die Nationalliberalen sind beständige Gegner der Kommissionsbeschlüsse; die Polen sind allem Anschein nach auch dagegen. Wo soll da die Mehrheit herkommen? Worauf bei den Meisten übrigens die Entrüstung hinauskommt, wird immer klarer: man will dem Centrum ein Bein stellen. Die „Entrüstung“ wegen des Bismarcktrummels hat dem Centrum genügt, statt ihm zu schaden. Man denkt nun, es wieder um seine Stellung bringen zu können, wenn man das Umstürzgesetz zum Scheitern bringt. Das Centrum wird dem Gesetze keine Thraäne nachweinen; seine Stellung behält es darum doch, denn diese verhandelt es nicht einer Gnade, sondern den tatsächlichen Verhältnissen, und diese bleiben mit und ohne Umstürzgesetz.

Die „Kreuzzeitung“ war von der „Beitrag“ für Spiritusindustrie“ beschuldigt worden, mit ihrer Notiz über ein bevorstehendes Sperrgesetz auf Grund der Brauntweinsteuererhöhung eine Steigerung der Preise zum Vorteile einzelner Persönlichkeiten beabsichtigt zu haben und seit längerer Zeit Börsenspekulationen im Interesse von Privatuten zu fördern. Die „Kreuzzeitung“ weist dies als „grobe Verächtigung“ zurück, verweist aber auch ihre Meldung über das geplante Sperrgesetz, die sie von sonst zuverlässiger und wohlunterrichteter Seite erhalten haben will. Verächtlich sieht die Sache aber jedenfalls aus.

Die Kreuzzeitung meldet: Zwischen dem Ceremonienmeister v. Roke und dem Kammerherrn Baron Meißner fand ein Pistolenduell statt. Roke erhielt einen Schuß durch den Oberarm. — Das Duell hängt natürlich mit der vielbesprochenen Hofkassensache zusammen, in der v. Roke bekanntlich vor das Kriegsgericht gestellt und unlängst freigesprochen wurde.

Der Präsident des Reichstages Hr. v. Duol-Berentzen hat doch bereits am Donnerstag mit seiner Familie die Präsidentswohnung am Pariser Platz bezogen.

Eine populäre Geschichte des Reichstages von 1870 soll nach der „Saale-Zeitung“ auf Anregung des Kaisers zum Sebastiane erscheinen. Mit der Abfassung des Werkes, welches auch mit Karten und Abbildungen versehen sein soll, ist Professor Dr. Lindner in Halle betraut worden. Hieraus ist die falsche Meldung zurückzuführen, daß der Kaiser selbst ein militärisches Werk habe schreiben wollen.

Major Graf Boyhan v. Hutten-Czapitz, der soeben zum erblichen Mitglied des Herrenhauses ernannt wurde, entstammt, wie die „Nationalzeitung“ schreibt, einem nach Preußen ausgewanderten und später „poloniherten“, auch katholischen Zweige der (aus der Gegend von Gelnhausen im früheren Kirchensprengel stammenden) Familie v. Hutten, der auch der entartete Ulrich v. Hutten angehörte. Des Grafen Titel und der Sitz im Herrenhause sind an den Weib der Majoratsbesitzerin Sinogalec im Kreise Wogorowitz gelangt. Außer dieser besitzt Graf Hutten-Czapitz noch eine Allodialbesitzung in demselben Kreise und mehrere Rittergüter in den Kreisen Schubin und Posen.

In Reichstagswahlkreise Eisenach hat eine nationalliberale Vertrauensmännerbeausichtigung für die Stichwahl Stimmenhaltung ihren Anhängern zur Pflicht gemacht, weil beide Kandidaten (der Landwirtsch. bündler Höfcke und der Freisinnige Casselmann) „extremen

Entlarvt.

Roman von Emil Droonberg.

5.

Auf einem Feldvorsprünge inmitten eines Dickichts von Tannen und Laubbäumen saß Philippo und stützte das bleiche Gesicht in die linke Hand. Ein unheimlicher Schmerz schien seine Brust zu durchwühlen, denn sein kräftiger Körper bebte oft in krampfhaften Zuckungen zusammen.

Auf seinen Knien lag sein Dolch. Auf dessen glänzender Klinge waren, als der erste Sonnenblick auf sie zitterte, dunkle Flecken zu bemerken. Als er ihn emporhob, sammelte sich an der Spitze ein Tropfen blauer, roter Feuchtsigkeit.

Wichtig lächelte der Bandit grell auf und streckte das Stiel empor gegen den Morgenhimmel, an dem zwischen rothigen, vergoldeten Wolken die Nebel der Nacht gleich Schatten schwebten vor den leuchtenden Straßen des emporsteigenden Tagesgestirns.

Die Flecken auf der Klinge — die Tropfen an der Spitze — es war Blut — feuchtes — warmes, rotes Blut, wie es sprudelt aus dem Herzen und aus den Adern des Lebens — des Lebens warmer, mächtiger Quell!

Der leere, tote Blick des jungen Menschen starrte auf das Landschaftsbild umher. Ob das Auge die Pracht und Majestät desselben noch einmal in sich aufnehmen wollte, wer möchte sich anmaßen, das stille, wohl selbst unbenutzte Geheimnis der verzweifelnden Menschenbrust zu entscheiden!

Philippo küßte den Dolch und das Blut auf seiner Klinge, dann legte er ihn neben sich auf das Moos des Steins und zog ein Pistol. Sorgfältig prüfte er das Schloß, spannte den Hahn und setzte das Pistol an seine bleiche Stirn.

Einen Augenblick — Das Pistol entlud sich, zur Seite geschleudert von der Hand — Fritz Wenders.

Er hatte den geraden Weg nach Dsola verlassen müssen, um den Banditen nicht in die Hände zu fallen, die, von dem Monte Victore herabsteigend, denselben passierten. Seiner Ortskenntnis vertrauend, hatte er sich nach ungeführer Berechnung durch das Gebirge zu schlagen versucht, und der Zufall — oder eine Fügung der Vorsehung? — hatte ihn in dem Augenblicke an dem Felsenrand vorübergeführt, als Philippo seinem Leben ein Ende machen wollte. „Nur Festhalten, nur Festhalten,“ sagte Fritz Wender ernst, der Selbstmord zu entziehen,“ sagte Fritz Wender ernst, der

zu ahnen begann, daß er einem der Banditen gegenüberstehe, von dem er in dessen jetziger Stimmung wohl kaum etwas zu fürchten — vielleicht aber zu hoffen hatte. „Ein Mann muß dem Schmerze die Stirn bieten. Lebe, um zu kämpfen, bis Dir Gott Deine Zeit bestimmt hat, und lade nicht eine Schuld auf Dir, die Du nimmer sühnen kannst!“

Der Bandit sah verwirrt, bestürzt im ersten Augenblick auf den Unbekannten. Dann, der Gewohnheit lange geübter Pflicht unwillkürlich folgend, sprang er nach seiner Flinte und schlug auf Wender an.

„Wer seid Ihr? — Gebt die Lösung — oder ich schieße Euch nieder!“

„Etwas zum Danke dafür, daß ich Dich eben verhieltete, Dir selbst eine Kugel durch den Kopf zu jagen?“ fragte Wender ruhig. „Ich hätte nur eine Wunde zu warten brauchen, um den Weg frei zu finden.“

Der Bandit setzte beschämt die Wägen nieder. „Ich weiß nicht,“ sagte er finstern, „ob ich Euch danken soll dafür, daß Ihr mich verhieltet habt, dies elende Leben von mir zu werfen, oder ich will es Euch immerhin anrechnen. Doch wer seid Ihr und was wollt Ihr hier auf dem Victore?“

„Ich bin ein verirrer Wanderer, und wenn Du das Leben, das Dir der Himmel jetzt neu geschenkt hat, mit einer guten That beginnen willst, dann zeige mir den Weg nach Dsola, es hängt mehr als ein Menschenleben davon ab, daß ich so bald als möglich dorthin gelange.“

„Bei Sanct Peter! Auf diesem Wege hättest Ihr nun nimmer Dsola erreicht, er hätte Euch schnurstracks dem Bepo Tudi in die Arme geführt, gegen dessen schwarzes, verrücktes Herz die Teufel noch menschlich fühlen!“

Wender erschrak, daß er einer Gefahr so nahe gewesen, ohne es zu ahnen, — weniger aber ein „feines“ als um dorer willen, die auf Befreiung aus der Gefangenschaft des Turmes hofften.

Aus den Worten des Banditen sprach sich aber ein bitterer Haß gegen Bepo Tudi aus, und es eröffnete sich für Fritz Wender eine ganz neue Perspektive.

„Du schienst den Bepo Tudi nicht mehr zu lieben,“ sagte er.

„Höre mich an,“ sagte er ernst. „Du hast mir Dein Vertrauen geschenkt, deshalb will ich Gleiches mit Gleichem vergelten. Bepo Tudi aberbergt eine Gefangene in seinem Versteck, der vielleicht die gleiche Gefahr droht, wie Deiner unglücklichen Braut.“

„Ich weiß,“ antwortete Philippo, „es ist die Komtesse Agliardi.“

„Ja, und auch sie wird geliebt, wie Du geliebt hast,“ sagte Wender. „Die Gelegenheit ist günstig; hilf mir die Dame befreien und Du rächst Dich damit auf eine würdige Weise an Bepo Tudi! Laß nicht zum zweiten Male ein Verbrechen geschehen, dessen Rücklosigkeit Dein Leben für immer vergiftete. Denke daran, daß Du wohl manches aus Deiner Vergangenheit zu sühnen hast! Hier ist eine Gelegenheit dazu! Und willst Du den Mann eines verwehnten Lebens von Dir abschütteln, die Eltern der Dame werden sich Dir dankbar bezeigen und Dir Gelegenheit dazu geben.“

„Es ist zu spät für mich zur Umkehr,“ entgegnete Philippo topfschüttelnd. „Zwar will ich die Wege verlassen, die ich bisher gewandelt, aber nicht ein ruhiges, geordnetes Leben suche ich, sondern allein Vergessenheit, deshalb werde ich mich einschiffen, um — doch laß Euch das nicht kümmern, Signor! Kommt, ich werde Euch helfen, die Geliebte zu befreien.“

Wender erwiderte heftig, als Philippo die junge Komtesse so unumwunden als seine Geliebte bezeichnete. Er hatte doch nur davon gesprochen, daß sie geliebt wurde. Es war aber natürlich, daß der junge Mann dies sofort auf ihn bezog, denn er konnte sich jedenfalls nicht denken, daß ein ihr Fernstehender den verzweifelten Versuch zu ihrer Rettung unternehmen wollte.

Freilich liebte Wender das junge, berückend schöne Mädchen, obwohl er nur ein einziges Mal flüchtig mit ihr zusammengetroffen war; er hatte aber bis heute nie gewagt, sich diese Liebe einzugestehen, ihm, dem armen Fortgeschickten, war ja doch nur beschieden, dieser Liebe entgegen in sein Herz zu verflüchten; sie war es aber gewesen, die ihn den Weg zum Marquis anzudeuten, um vielleicht zur Rettung der Geliebten, die gewiß längst nicht mehr an ihn dachte, beizutragen.

„Kommen Sie, Signor,“ fragte Philippo, „es gilt jetzt von Worten zu Thaten überzugehen!“

„Ich bin bereit,“ entgegnete Wender entschlossen und folgte dem Vorschreitenden.

„Keine Sorge! Wer gelitten hat, was ich leiden mußte, der fürchtet nichts mehr und am allerwenigsten den Tod, der mir bei meinem Vorhaben etwa bevorstehen könnte. Aber Bepo Tudi ist ganz allein in seinem Versteck, denn die Leute sind zu einem Unternehmen aus. Jetzt oder nie muß ich es wagen!“

Fritz Wender nahm seine Hand.

(Fortf. folgt.)

